

„Helfen und sich helfen lassen“

Vor der Predigt gab es ein kurzes Anspiel zum Thema „Helfen und sich helfen lassen“: Ein Mann („Rudi“) erzählt einer Bekannten („Heike“), dass er sich gerade ausgebrannt fühlt, weil er sich so sehr in der Kirchengemeinde engagiert.

Liebe Gemeinde,

wie gut ist es, wenn man jemanden hat, wo man klingeln und einfach vor der Tür stehen kann, wie das Rudi gemacht hat. Und wenn dann diese Person auch noch Zeit hat oder sich die Zeit nimmt, zuzuhören und sich auf das einzulassen, was einen umtreibt.

Aber ob es Rudi wohl leicht gefallen ist, sich auf den Weg zu machen und davon zu erzählen, dass es ihm gar nicht gut geht? Wie wäre das bei Ihnen gewesen? Können Sie das, sich so anderen zuzumuten und sich helfen zu lassen?

Ich erlebe oft, z.B. in der Nachbarschaft, dass Leute sehr hilfsbereit sind – wenn ich z.B. ein Werkzeug ausleihen möchte, das ich kurz brauche. Aber dass jemand umgekehrt um Hilfe fragt, auch wenn ich das schon ausdrücklich angeboten habe – z.B., abends mal auf die Kinder aufzupassen: das geschieht selten. Hilfe geben scheint viel einfacher zu sein als Hilfe anzunehmen.

So hat das auch der Theologe und Pfarrer Ulrich Bach erlebt. Er wurde durch einen Unfall als Student querschnittsgelähmt und ist seitdem darauf angewiesen, dass andere ihm immer wieder helfen – bei Dingen, die Erwachsene sonst alleine machen können, wie das An- und Ausziehen. Oder wenn er unterwegs ist mit dem Rollstuhl. Und er erlebt dabei, dass Geben und Annehmen von Hilfe sehr unterschiedlich gewertet wird: Hilfe geben ist etwas, was in unserer Gesellschaft und in der Kirche sehr hoch bewertet wird. Wahrscheinlich hat ja auch der Pfarrer, den Rudi gehört hat, eine flammende Rede für eine tätige Nächstenliebe gehalten. Oder er hat von den Gaben gesprochen, die jede/jeder von Gott erhalten hat und die wir einsetzen sollen: in unserem Beruf, beim ehrenamtlichen Engagement in der Kirchengemeinde oder anderswo. Ulrich Bach beschreibt, wie das eine fatale Kehrseite hat: Wer Hilfe braucht und annimmt, rutscht automatisch, wenn meist auch ungewollt und unbewusst in eine minderwertige Position. Helfen ist gut. Hilfe brauchen – das ist ein Makel.

Das hat Bach als Behinderter so erlebt. Das empfinden alte Menschen, die nicht mehr tätig sein können. „Meine Mutter hat ihr Leben lang sehr viel für andere getan. Als sie das im Alter nicht mehr konnte, ist ihr ihr ganzes Selbstwertgefühl weggebrochen“, hat mir ein Freund

erzählt. Und das empfinden Menschen, denen wir in der diakonischen Bezirksstelle begegnen: Menschen, die arbeitslos, alleinerziehend, verschuldet oder chronisch krank sind. Sie erleben: Ich bin nicht so viel wert wie die anderen, die anscheinend mitten im Leben stehen.

Aber bei Gott ist das anders.

Heike im Anspiel hat gesagt: Es geht um die Wurzel, um das tiefe Vertrauen, dass Gott uns annimmt und liebt mit allen unseren Fehlern und Schwächen. Ja, es geht um dieses „mit“. Oft höre ich: Gott liebt uns trotz unserer Fehler und Schwächen. Da gibt es etwa einen Kehrvers „Danke, dass du uns kennst und trotzdem liebst“. Als ob das, was da beim genauen Hinsehen zum Vorschein kommt, eigentlich nicht liebenswert wäre. Aber es geht darum, dass wir wissen und darauf vertrauen: Wir sind mit allem, was wir sind, von Gott geliebt. Dazu gehören unsere Stärken und Begabungen, aber genauso auch unsere Schwächen und das, womit wir selbst hadern. Jesus hat die Menschen liebevoll angesehen, die ihm begegnet sind – und so sieht er auch uns an.

Dann können wir getrost sagen: Manches kann ich gut, manches auch nicht. Manchmal bin ich stark und manchmal schwach. Manchmal kann ich anderen helfen, manchmal brauche ich selbst Unterstützung. Genau so hat uns Gott geschaffen, dass wir einander brauchen und einander helfen können.

Wenn wir uns selbst so sehen: das ist die Wurzel.

Dass wir andere, die Hilfe brauchen, so sehen: Das ist die Frucht.

Ein ganz wesentlicher Sichtwechsel.

So – Sichtwechsel - heißt deshalb das Projekt, bei dem ich als Pfrin mitarbeite.

Bericht über Konfi-Projekt Reudern...

Die Konfirmanden und ihre Eltern sind Menschen begegnet, die sie vorher nur aus der Ferne gesehen haben. Und jetzt haben sie, wie es der eine Konfirmand sagt, plötzlich gemerkt: das sind ja Menschen wie wir. Die sind ja gar nicht so anders als wir.

Ich habe ½ Jahr später mit einer der Konfirmandinnen geredet, die damals bei „Mütze“ die Wohnung gestrichen hat. Und sie war noch immer tief beeindruckt von dem, was sie von ihm erfahren hat. Was er für ein schwieriges und schlimmes Leben gehabt hat – und dass er es geschafft hat, wieder auf die Beine zu kommen. Sie hat ihn nicht mehr schräg angesehen, weil er Alkoholiker war, sondern ihn richtig bewundert.

Ja, es kommt so sehr drauf an, wie wir die Menschen sehen. Ob mit dem Blick unserer Leistungsgesellschaft, den wir alle schon mit der Muttermilch aufgesogen haben – oder mit dem liebevollen und verständnisvollen Blick Jesu, den wir sozusagen immer neu aufsaugen müssen, damit er uns von innen heraus verwandelt.

Ich bin der Weinstock, sagt Jesus. Ihr seid die Reben. Das ist das Bild, das Augustin aufgegriffen hat. Wir brauchen den Weinstock, um Kraft zu bekommen, um Jesu Liebe aufzunehmen. Dann können wir Blüten treiben und Frucht bringen.

Und das beginnt mit einem neuen Sehen.

Was sehen wir dann bei einem alten, sabbernden Menschen im Altersheim? Vielleicht überkommt uns erst einmal das Mitleid, dass da jemand so gebrechlich geworden ist und so etwas Elementares wie Essen nicht mehr so kann, wie das früher selbstverständlich war. Mitleid im Sinn von Mitfühlen, fühlen, wie es jemandem geht. Dann sehen wir vielleicht aber auch etwas von dem ganz eigenen Menschen, der da sitzt – eine Frau vielleicht, die noch immer sehr freundlich lachen kann. Oder einen Mann, dessen Hände in seinem Leben viel geschafft haben. Wir sehen jemanden, wie er ist – mit seinen verschiedenen Seiten.

Oder da ist die alleinerziehende Mutter, deren 2. Kind chronisch krank und verhaltensauffällig ist, ein schwieriges Kind. Ihr Mann hat sie deshalb irgendwann verlassen – und ihr noch etliche Tausend € Schulden hinterlassen. Sie gehört zu den vielen Frauen, die alleine unterschreiben, wenn ein Kredit aufgenommen wird, z.B. für ein Auto. Sie gehört zu den Frauen, die nicht gut hinstehen können – nicht dem Mann gegenüber und nicht der Vermieterin gegenüber, die plötzlich mit einer hohen Stromrechnung kommt, die sie angeblich nachzahlen muss. Eine Frau, die so ein ganz anderes Schicksal hat und aus einer anderen gesellschaftlichen Schicht kommt wie wohl die meisten von uns. Und die doch wie die meisten von uns einmal von einer glücklichen Familie geträumt hat, die eine gute Mutter sein möchte, die ihren Kindern das Beste geben möchte. Und nun lebt sie von Hartz IV, kann sich vieles Nötige nicht leisten, muss den Kindern viele Wünsche abschlagen. Vor den Mahnbriefen der Gläubiger hat sie solche Angst, dass sie sie nicht einmal mehr aufmacht.

Wie gut, dass es da in der Beratungsstelle einen Berater gibt, der sich auskennt und ihr Zuversicht gibt: das kriegen wir schon hin.

Solche Menschen leben mitten unter uns – in H. vielleicht weniger als in Esslingen, aber sicher auch hier. Nehmen wir sie wahr? Sind sie in der Kirchengemeinde willkommen und gibt es einen Platz für sie? Es ist schon so viel, wenn sie dazu gehören können und sie nicht komisch angeschaut werden, weil sie in manchem vielleicht anders sind oder die Kinder schwierig sind. Wir alle spüren ja genau, ob wir akzeptiert werden wie wir sind, oder ob es doch so eine Hilfe und Duldung von oben herab ist.

Rudi hat sich fast krampfhaft bemüht, ändern zu helfen. Eine Form der Hilfe ist eigentlich ganz einfach, und die können wir alle leisten: dass wir dafür eintreten, dass alle Menschen in unserer Gesellschaft ein Auskommen haben. Und dass Unterstützung findet, wer sie braucht und ohne sie nicht zurechtkäme. Unsere Meinung, ja, unser Zeugnis ist gefragt: wir wollen eine Kirche, die sich auf die Seite der Benachteiligten stellt. Und wir wollen einen Staat, der einen Ausgleich schafft zwischen denen, die aus dem Vollen schöpfen, und denen, die am Rande stehen. Wieder mitten im Leben – so heißt das Motto der Diakonie.

Wir können alle dafür eintreten, dass Menschen mitten im Leben stehen können. Und alles beginnt damit, dass wir hinschauen.

Ich möchte am Schluss aus einem Lied zitieren:

Gut, dass wir einander haben, gut, dass wir einander sehn.

Sorgen, Freuden, Kräfte teilen und auf einem Wege gehen.

Gut, dass wir nicht uns nur haben, dass der Kreis sich niemals schließt,

und dass Gott, von dem wir reden, hier in unserer Mitte ist.

Keiner, trägt nur immer andre, keiner ist nur immer Last.

Jedem wurde schon geholfen, jeder hat schon angefasst.

Keiner ist nur immer schwach und keiner hat für alles Kraft.

Jeder kann mit Gottes Gaben das tun, was kein anderer schafft.

Keiner, der noch alles braucht und keiner, der schon alles hat.

Jeder lebt von allen andern, jeder macht die andern satt.

Gut, dass wir einander haben, gut, dass wir einander sehn.

Sorgen, Freuden, Kräfte teilen und auf einem Wege gehen.

Amen.